

Reise vom Okandeland bis zur Mündung des Schebeflusses.

Von Dr. Oskar Lenz.

Mit 2 Karten (Siehe Tafel VII u. VIII).

In das einige 60 deutsche Meilen im Innern gelegene Okandeland sind schon verschiedene Europäer gekommen. Die ersten waren zwei in Gabun ansässige Kaufleute, Mr. Walker, der Hauptagent einer Liverpoolscher Firma, und Mr. Emil Schulze aus Hamburg, der Vertreter des grossen Hamburger Handelshauses C. Wörmann; Beide hatten in erster Linie merkantile Zwecke im Auge. Ein Jahr später, Anfang 1874, gelangte die französische Expedition von Marquis Compiègne und Mr. Marche in jenes Gebiet, kam sogar noch einige Tagereisen weiter nach Osten, in der Nähe der Mündung des Ivindo aber mussten die Reisenden umkehren. Darauf folgen meine beiden Touren in's Okandeland im Jahre 1874—76, und gegenwärtig weilt noch die französische Expedition von Graf Brazza in jenen Regionen Westafrikas.

Nachdem ich monatelang im Okandeland zugebracht und zahllose Versuche gemacht hatte, die Bewohner desselben zu einer Reise weiter nach Osten zu den Aduma und Oschebo zu veranlassen, nachdem auch meine dahin zielenden Bestrebungen mit den am Ofuëfluss wohnenden Asimba, sowie mit dem Mbangwe (Akel) an der allgemeinen Furcht vor den Fan gescheitert waren, unternahm ich schliesslich etwas, was den Eingebornen völlig unausführbar schien, das mich aber doch schliesslich zum Ziele führte: ich trat nämlich in directe Verhandlungen mit den Fan wegen des Durchzuges durch ihr Gebiet; die Angelegenheit aber kam in folgender Weise zu Stande:

Bereits während ich in meiner Ofuë-Station im Asimbaland lebte, kamen nicht selten einzelne Fan, deren Dörfer sich am gegenüberliegenden Flussufer befanden, zu den Asimba, um

getrocknetes Fleisch etc. einzutauschen gegen Erdnüsse, Matten etc. Dabei passirten sie immer mein Lager und drückten öfters den Wunsch aus, ich möge ihr Land besuchen; sie seien friedlich gegen mich gestimmt, da sie bei der Affaire mit Marquis Compiègne nicht betheiligt gewesen wären. Ferner befand sich zwischen dem Asimba- und Okandegebiet noch ein vereinzelt Okandedorf, dessen Chef, Namens Indundo, sich im Allgemeinen sehr wenig um seine Landsleute und selbst die Oganga kümmerte, und ganz seinen eigenen Weg ging. Ja, er verkehrte sogar zuweilen mit den Todfeinden der Okande, mit den Fan, und da sein Dorf nicht weit vom Ofuë lag, so kam nicht selten ein Trupp dieser Leute herüber, ebenso wie Indundo auch manchmal das Fangebiet besuchte. Die Fan hatten nun schon viel von mir erzählen gehört, ebenso hatten sie die Ankunft der neuen französischen Expedition im Okandeland erfahren, und durch Vermittlung Indundo's kam wirklich eines Tages ein grösserer Trupp Fan in Lope an. Ein Theil derselben blieb daselbst bei Graf Brazza, die übrigen, der Familie Bjam angehörig, unter König Mbia, kam in mein Lager und ich behielt dieselben einige Tage als meine Gäste. Sie drangen in mich, ihr Land zu besuchen, was ich auch zusagte; da ich aber gerade damals unwohl war und nicht gehen konnte, so schickte ich die Leute wieder zurück und bestellte sie auf später wieder, um mich abzuholen. Als sie mich verliessen, baten sie sich übrigens einige meiner gut bewaffneten Diener als Begleitung aus, so lange sie im Okandeland marschirten; sie fürchteten, und nicht mit Unrecht, die Okande würden die Gelegenheit benützen, den Fan unterwegs allerhand Unannehmlichkeiten zu bereiten und Einen oder den Anderen abzufangen. Den Okandeleuten war übrigens das ganz unerwartete Erscheinen der Fan und deren intimes Verhältniss zu den Weissen gar nicht recht, und nur die Furcht hielt sie ab, feindlich gegen die so verhassten Nachbarn aufzutreten.

Um mir nun ihre Bereitwilligkeit zur Reise nach dem Aduma- und Oschebolande zu beweisen, arrangirten die Okande jenes grosse Fest der Medicinmänner, das ich an einem anderen Orte ausführlicher geschildert habe;*) es wurde ein Kampfspiel dabei aufgeführt, um mir zu zeigen, wie man sich bei dem zu erwartenden

*) Skizzen. aus Westafrika, Berlin 1878, Hofmann u. Comp. in dem Capitel über »Aberglaube und Feticismus«.

Ueberfall seitens der Fan verhalten werde; die Oganga aber bereiteten grosse Mengen Medicin, womit sie ihre Landsleute vor den Fan schützen wollten. Ich aber glaubte nicht mehr an das, was Okandleute versicherten, sondern suchte mich mit den Fan so gut wie möglich zu stellen und mir deren Unterstützung zu verschaffen.

Eine Woche später kehrten meine Fanfreunde mit König Mbia in mein Lager zurück, um mich in ihr Land abzuholen. Sie brachten Geschenke mit, bestehend aus Ziegen, Hühnern und Bananen, sowie einigen von ihnen selbst verfertigten Messern und Speeren, um die ich sie ersucht hatte, und ich musste natürlich ein mehr als entsprechendes Gegengeschenk machen. Im Allgemeinen liebe ich es nicht, Geschenke von den Eingebornen anzunehmen, es sind Danaergeschenke, denn man muss stets viel mehr zurückcrstatten, als wenn man die Sachen kauft. Aber es ist so allgemeine Sitte unter den Negern, dass man sich dieser Geschenke nicht erwehren kann; dieselben zurückzuweisen, ist aber eine arge Beleidigung, und bei einflussreichen Personen, die man für sich gewinnen will, muss man sich wohl hüten, ein dargebotenes Gastgeschenk nicht zu acceptiren. Der Neger ist hierin sehr feinfühlig, und das zeigt sich selbst beim Handel. Im Anfang, als ich diese Eigenschaften der Eingebornen noch nicht kannte, habe ich sehr oft gegen den *bon ton* gefehlt, und allgemein bezeichnete man mich als einen »harten Mann«. Es gilt z. B. für sehr unhöflich, einen zum Verkauf angebotenen Gegenstand direct abzulehnen. Wenn mir Jemand ein Schaf zum Kauf bringt, und ich benöthige gerade kein Fleisch, so darf ich nicht mit einem einfachen Nein den Verkäufer abweisen; das ist taktlos und grob; sondern ich muss das Thier ansehen, den Preis erfragen, dann mich in eine Unterhaltung mit dem Neger einlassen und ihm schliesslich erklären, dass ich jetzt gar keinen Mangel an diesen Thieren hätte und demnach für den Augenblick kein Geschäft mit ihm machen könnte. Auf diese Weise vergehen ein Paar Stunden, der Neger ist von meiner Erklärung vollkommen befriedigt, und wir scheiden als gute Freunde; andrerseits würde es sehr ungnädig aufgefasst werden, wenn ich den Mann einfach abwies und mich nicht weiter um ihn kümmerte.

Nachdem sich die Fan noch einige Tage in meiner Station aufgehalten und zum Schrecken der neugierigen Okande einige

ihrer wilden Kriegstänze aufgeführt hatten, verliess ich mit ihnen das Okandegebiet; ich nahm vier meiner Gabun-Diener mit, die beiden anderen blieben zur Bewachung des Gepäckes in der Station. Es war ein sehr heisser Tag, und da der District Aschuka, den wir zunächst zu passiren hatten, sehr bergig ist, so kamen wir nur langsam vorwärts; doch erreichten wir noch bei Tage das recht hübsch auf einem steilen Hügel gelegene Dorf des Okande-Chefs Indundo, wo wir die Nacht zubrachten. Die Hügel dieses Gebietes sind nicht bedeutend, zwischen 1000 und 1500 Fuss absoluter Höhe, nicht bewaldet und durchgängig mit einer Schicht eines gelben, sandigen Lehmcs bedeckt, der zahlreiche Concretionen von rothem thonigen Brauneisenstein enthält (Laterit); die Thalwässer aber haben sich tief eingewühlt und die Gehänge der Berge sind oft recht steil. Kleine und grosse Geschiebe und Gerölle von gemeinem Quarz, Quarzit, Kieselschiefer, Stücke von Granit und Glimmerschiefer sind allenthalben auf den Gehängen und in den Thälern zerstreut, das anstehende Gestein aber besteht aus verschiedenen krystallinischen Schiefen, unter denen besonders hervorzuheben ist der Eisenglimmerschiefer oder Itabirit, der zuerst in Brasilien bekannt, nur an wenig Punkten auf der Erde vorkommt, und den ich im Okandeland entdeckte. Er bildet eine mächtige, regelmässige Einlagerung in dem ganzen Complex von krystallinischen und palaeolithischen Schiefen, aus denen das »westafrikanische Schiefergebirge« (wie man die Sierra complida und Sierra do crystal am besten bezeichnet) zusammen gesetzt ist.

Dicht bei Indundo's Dorf befand sich eine kleine Mbangwe-Niederlassung und dort quartirten sich meine Fan während der Nacht ein; Abends führten dieselben noch ihre eigenthümlichen Tänze mit Gesängen auf, bei denen eine Art Nasenpfeife und ein kleiner, hohler, an der Spitze mit einer Oeffnung versehener Elephantenzahn als Musikinstrumente dienten.

Am nächsten Morgen führte uns ein unbequemer und beschwerlicher Weg von Indundo's Dorf hinab zum Ufer des Ofuë Flusses, wo ein Mbangwe mit einem alten zerbrochenen Canoe, das stets halb voll Wasser war, als Fährmann fungirte; zu meinem Erstaunen entdeckte ich später, dass dieses Canoe eines von denen war, die ich bei den Asimba gekauft und die mir die Okandeleute gestohlen hatten, um mich zu verhindern, den Ofuë aufwärts zu

fahren; man hatte es absichtlich zerbrochen, damit ich dasselbe, selbst wenn ich es wieder fände, doch nicht benützen könnte!

Der Weg führte am andern Ufer eine sehr steile Anhöhe hinauf und dann einige Stunden auf einer schwach gewellten, mit Gras bewachsenen Hochebene weiter, die sich bis zum ersten Fandorfe erstreckte; der Name des ziemlich grossen Dorfes war Nianga, der Chef desselben hiess Memiáka. Hier wurde eine kurze Zeit gerastet, die Einwohner waren neugierig und zudringlich im höchsten Grade; ganz erpicht waren sie auf unsere Feuerwaffen, und besonders waren es die Patronen, welche das höchste Interesse erregten. Da sie selbst nur Steinschlossgewehre hatten, so konnten sie es gar nicht begreifen, wie man schiessen kann, ohne das Gewehr halb voll Pulver zu laden. Auffallend war mir hier sofort der Unterschied in dem Benehmen der Fan und anderer Neger; während es mir sehr häufig passiert ist, dass, wenn ich in ein Dorf einzog, wo nie vorher ein Europäer gewesen war, die Bevölkerung davonlief und ich nur leere Hütten fand, zeigten die Fan im Gegentheil keine Spur von Furcht, obgleich gerade diese noch nie einen Weissen gesehen hatten; sie waren mehr als zudringlich, und es bedurfte der äussersten Vorsicht und grossen Taktes, um einen ruhigen Verkehr aufrecht zu erhalten.

Von diesem Dorfe führte der Weg weiter durch einen dichten und sehr feuchten Urwald, worin die Spur eines Weges zu finden, mir unmöglich war, während die Fan mit grösster Sicherheit die Richtung einhielten und mitten im dichtesten Busch sich orientiren konnten. Nach einem zweistündigen Marsch erreichten wir wieder ein Fandorf, welches wir aber schnell passirten, um nach einer halben Stunde in König Mbia's Residenz selbst einzutreffen. Alle Dörfer der Fan sind sehr gleichförmig gebaut und bestehen ohne Ausnahme aus zwei langen, parallelen Reihen niedriger Hütten; in der Mitte des Dorfes ist eine öffentliche Halle für die Versammlungen, und ein Kranz von Bananenbäumen trennt die Ortschaft vom Urwald.

König Mbia und seine Leute gehören, wie schon früher erwähnt, zur grossen Familie der Bnjam, welche aus zwölf Dörfern besteht und welche mit den an dem grossen Wasserfall Oboë lebenden Binschímilli verwandt ist. Das Dorf, in dem ich wohnte, führte den Namen Mfele, in der Nachbarschaft befanden sich noch folgende Ortschaften: Ngungúma mit dem Häuptling

Nkom i; Nseng, Chef desselben Mbekále; Akkam unter dem Häuptling Leh, und das Dorf Osámit, Chef Nkebe. Alle diese Orte besuchte ich natürlich, da sie nur wenige Stunden von einander entfernt sind; sie ähneln sich sämmtlich, eines ist gebaut, wie das andere, einige von ihnen sind sehr gross und bestehen aus mehr denn 100 Hütten. Alle diese Niederlassungen sind auf einer grossen Hochebene errichtet, die nach meinen hypso-metrischen Beobachtungen durchschnittlich 1200 Fuss über dem Mecresspiegel in Gabun gelegen ist; das Plateau ist fast überall mit dichtem Urwald bedeckt, der nur durch die Dörfer und Plantagen der Fan unterbrochen wird; selten findet sich ein Stück offene Prairie, ein Lieblingsaufenthalt zahlreicher Heerden wilder Rinder. Jedes Dorf besitzt in einiger Entfernung mitten im Wald einige Plantagen, in denen Maniok und Bananen gepflanzt werden. Die Instandhaltung derselben liegt den Frauen ob, und bei den Negerstämmen, welche Sklaven halten, dienen diese abgelegenen Plantagen auch als Aufenthaltsort für diese Letzteren; die Fan halten übrigens keine Sklaven, ihre Kriegsgefangenen werden einfach getödtet und gegessen.

Während meines Aufenthaltes im Mbi'a's Dorf erhielt ich plötzlich den Besuch des Grafen Brazza, des Leiters der französischen Expedition, der mit Leuten des Königs Memiáka einen Streifzug im Fangebiete unternommen hatte. Er kehrte bereits den nächsten Tag nach Lope zurück und ich gab ihm einen jungen Okandeburschen aus Indundo's Dorf mit. Dieser Bursche hatte, während ich noch im Okandegebiet war, meinen Dienern gegenüber ziemlich gross gethan, hatte seine Landsleute wegen ihrer Furcht vor den Fan verhöhnt und sich schliesslich bereit erklärt, mit mir zu gehen. Aber sobald wir in Mbi'a's Dorf ankamen, verkroch er sich in eine Hütte und war nicht zu bewegen hervorzukommen; er konnte weder schlafen noch essen, behauptet beständig, die Fan wollten ihn schlachten, und spielte überhaupt eine jämmerliche Rolle. Es ist nun sehr wahrscheinlich, dass einige übermüthige, junge Fan meinen furchtsamen Okande mit derartigen Reden erschreckt hatten, kurz, er war ganz glücklich, als ich ihm die Erlaubniss gab, unter Graf Brazza's Schutz nach seinem geliebten Okandeland zurückzukehren. Ein wohlverdientes Hohngelächter sowohl der Fan als auch meiner Diener begleitete den Burschen zum Dorfe hinaus; er

liess es ruhig über sich ergehen und war froh, als er die Fan im Rücken hatte. Ein zweites Mal hat dieser Bursche das Fanggebiet nicht betreten! Trotzdem hat er seinen Landsleuten gegenüber später mit seinem Aufenthalt unter den Menschenfressern rechtfertigt.

Unterdess liess ich den eigentlichen Zweck meines Besuches bei den Fan nicht aus dem Auge; überall erkundigte ich mich nach den Oschebo und Aduma und erfuhr überall dasselbe: die Fan kennen sehr wohl einen Weg durch den Urwald nach den erwähnten Ländern, sie stehen mit den Osaka, die noch unterhalb der Oschebo wohnen, in lebhaftem Handelsverkehr, und gerade jetzt hielten sich eine Anzahl Leute vom Stamm der Benjam bei den Osaka auf. Wenn ich dahin reisen wolle, müsste ich mich mit einem Manne Namens Lemme in Verbindung setzen, dieser sei der Herr jenes Weges und kenne denselben auch am besten. Es ist dies nun eine allgemein beliebte Ausflucht, die vielfach angewendet wird und die ich schon genügend kannte; wenn irgend ein Chef keine rechte Lust zu etwas hat, so schiebt er dem Weissen irgend Jemanden vor, mit dem zu unterhandeln sei; gibt dieser Strohmännchen dann eine abschlägige Antwort, so hat es der Häuptling doch, wie er meint, selbst nicht mit dem Weissen verdorben und zieht sich so aus der Schlinge.

Ich trat nun sofort mit dem erwähnten Lemme, der in einem Nachbardorfe wohnte, in Verbindung, machte ihm ein gutes Geschenk, sprach auch sehr energisch mit Mbia, versprach gute Bezahlung etc., so dass ich schliesslich merkte, die Leute seien nicht ganz abgeneigt, die Reise zu unternehmen. Die Hauptschwierigkeit lag darin, einen Weg zu finden, der nicht zu nahe an die Fan-Familien führt, welche an der Affaire mit Marquis Compiegne und den Okande betheiligt waren, und die noch auf's Aeusserste erbittert waren gegen die Europäer, wie sie denn in der That auch später auf mich geschossen haben. Aber Mbia und Lemme glaubten durch einen grossen Umweg diese feindlichen Dörfer umgehen zu können; es musste dabei mehrere Tage durch einen dichten, völlig unbewohnten Urwald marschirt werden, aber die Fan-Chef meinten doch, es sei möglich, dass ich auf diese Weise den Ogowe oberhalb der feindlichen Fan-Familien, beim Volk der Osaka erreichen könnte.

Noch ein anderer Einwand wurde seitens der Fan erhoben. Die grosse Regenzeit sei eben erst zu Ende, der Wald sei noch

sehr sumpfig und die zahlreichen zu überschreitenden Flüsse noch sehr angeschwollen. Dieses Bedenken hatte allerdings seine vollständige Richtigkeit; ich war aber durch die vielen Täuschungen so misstrauisch geworden, dass ich hartnäckig auf sofortige Abreise bestand. Ich wusste nur zu gut, dass, wenn ich vielleicht noch einen Monat gewartet hätte, ein vollständiger Umschwung der Meinungen eintreten könnte; dass die Okande vielleicht sogar auch hier mir in irgend einer Weise einen Strich durch die Rechnung machen könnten, kurz, ich bestand auf meinem Willen, wenn die Fan überhaupt geneigt seien, mit mir zu reisen, so müsse dies innerhalb weniger Tage geschehen.

Nach mehreren langen und sehr stürmischen Sitzungen und Verhandlungen meiner Fanfreunde erklärte mir denn eines Tages M b i a, seine Leute haben beschlossen, mich bis zu den Osaka zu begleiten, er selbst werde auch mitkommen; aber der Aufbruch könne erst in 5—6 Tagen erfolgen. Da wir viele Tage durch Urwälder reisen, ohne auf Dörfer zu stossen, so müssten die Weiber erst grosse Mengen Maniok für die Reise herrichten; auch ich müsse noch einmal in meine Station im Okandeland zurück, um mehr Güter, besonders aber grössere Mengen des so wichtigen Salzes zu holen, dann aber könnten wir ohneweiteres losgehen.

Mit diesen Vorschlägen war ich natürlich völlig einverstanden. Nach ungefähr achttägigen Aufenthalt verliess ich die gastfreundlichen Fan und kehrte auf demselben Wege in das Okandengebiet zurück. Hier ordnete ich Alles zu einer längeren Landreise; die nothwendigen Waaren wurden in nicht zu grosse, tragbare Bündel geschnürt; ich kaufte eine grössere Anzahl von sehr zweckmässigen Tragkörben, wie sie die Okande verfertigen, und erwartete sehnsüchtig die Fanträger, welche mir König M b i a zu schicken versprochen hatte.

Am vierten Tage wurde ich schon ungeduldig und schickte zwei meiner Diener zu M b i a, um denselben zu holen. Diese fieberhafte Ungeduld war durch die bisherigen Erfahrungen wohl zu rechtfertigen. Wenn man so oft durch die Okande getäuscht und hintergangen worden ist, dann wächst das Misstrauen gegen Jeden, und schliesslich sind die Fan auch nur Neger, wie alle anderen und von demselben Wankelmuth der Gesinnungen, den ich schon so oft zu meinem Schaden erfahren hatte. Indess that ich doch den Fan diessmal Unrecht; König M b i a erschien pünktlich

mit 40 Trägern; er hatte sich doch gescheut, allein durch das ganze Okandegebiet zu reisen, und deshalb waren ihm meine beiden bewaffneten Diener, die ich geschickt hatte, sehr willkommen gewesen. Die Okande, im Gefühl einer augenblicklichen Uebermacht, würden auch gewiss Streit mit den durchziehenden Fan angefangen und einige derselben als Sklaven gefangen haben, wenn sie nicht aus Erfahrung gewusst hätten, dass ich in dieser Richtung keinen Spass verstehe. Einer meiner Diener hatte gelegentlich gezeigt, dass er seinen geladenen Hinterlader nicht umsonst trägt, und seit der Zeit wagten sie nie in irgend einer Weise offen gegen uns aufzutreten, sondern agitirten nur im Verborgenen. Ich musste aber auch damals mit aller Strenge auftreten; man wollte uns keine Nahrungsmittel mehr verkaufen, und meine Diener hatten erfahren, dass man sie vergiften wolle. Gegen das letztere gibt es nun gar keinen Schutz. Es trat also damals eine Zeit ein, wo das Verhältniss zwischen mir und den Okande ein sehr gespanntes war; jeder Okandemann, der mit einem Gewehr in die Nähe unseres Lagers kam, wurde angehalten und ihm die Waffe genommen, und schliesslich schickte ich meine Leute aus, um ein Dorf in Brand zu stecken. Erst als die Okande sahen, dass wir Ernst machten, liessen sie sich zu Verhandlungen herbei, und bald trat das frühere Verhältniss wieder in Kraft. Die ganze Affaire wurde hervorgerufen durch zahlreiche und unglaublich freche Diebereien der Okande, die ganz systematisch und nicht mehr einzeln, sondern gleich von einem ganzen Dorf betrieben wurden; beim Verfolgen eines Diebes, der während der Nacht in meine Hütte, wo ich schlief, eingedrungen war, wurde derselbe von einem meiner Diener erschossen, und daraus entstanden dann all' die Misshelligkeiten.

König M b i a blieb nun noch einige Tage in meinem Lager und dann zogen wir zusammen ab. Ich nahm fünf meiner Diener mit, einer blieb zur Bewachung des kleinen Restes der Güter und der Sammlungen im Okandeland zurück, ich gab ihm den Auftrag, um ihn zu beschäftigen, während meiner Abwesenheit, ein hohes und geräumiges neues Haus zu errichten, einen grossen Hof durch ein Gitter abzusperren und eine Gruppe Bananen zu pflanzen. Als ich dann zurückkam, fand ich wirklich auf einem hochgelegenen gesunden Platze ein fertiges Haus vor, von Dimensionen, wie es die Okande noch nie gesehen hatten und das sie Alle bewunderten.

Es war am 1. Juni des Jahres 1876, als ich mit einem Trupp wilder Fan unter Leitung des Häuptlings Mbia des Okandeland für längere Zeit verliess. Der Schreck und die Aufregung unter den Okandeleuten war gross, als sie sahen, dass ich Ernst machte; denn bisher hatten sie immer geglaubt, meine Verhandlungen mit den Fan seien nur zum Schein geführt, und ich würde es nicht wagen, mich deren Händen zu überliefern. Sie schickten eine Deputation nach der andern und beschworen mich, von diesem Unternehmen abzulassen; die Fan seien die grössten Lügner und Räuber unter der Sonne; sie wollten mich nur in ihr Land locken, um mich dann vollständig auszuplündern; meine Diener aber würden sicher getödtet und aufgefressen werden. Als sie aber sahen, dass das Alles nichts nützt, und wir ein Okandedorf nach dem andern passirten, ohne die warnenden Stimmen der besorgten Insassen zu berücksichtigen, zogen sich die Okandechefs und Oganga grimmig zurück.

Wir schlugen denselben Weg ein; in Indundo's Dorfe wurde wieder übernachtet und hier schloss sich mir wieder ein junger Okandebursch an. Bei ihm überwog Neugier und Gewinn-sucht gegenüber der Furcht; auch schien er einziges Zutrauen in unsere Bewaffnung zu haben, kurz der Mann zeigte nicht die geringste Scheu; er ist bis zum Schluss meiner Expedition bei mir geblieben und die Fan liessen ihn, als einen meiner Diener, vollständig in Ruhe.

Nachdem wir am nächsten Morgen in demselben alten zerbrechlichen Canoe den Ofuëfluss übersetzt hatten, was bei der Menge der Leute und dem vielen Gepäck lange Zeit in Anspruch nahm, erreichten wir die am jenseitigen Ufer gelegene offene Hochebene, wo sich unser Zug in einer langen Reihe ordnete; vornweg ein Diener von mir, dann ein Trupp von zwanzig Trägern, dann ich mit Mbia und einem Dolmetsch, dann die übrigen Träger, und den Schluss bildeten meine anderen Diener mit dem einen Okandeburschen. Es war wieder ein furchtbar heisser Tag, die Regenzeit (zugleich die heisseste Zeit) näherte sich erst ihrem Ende, und wir Alle keuchten mühsam unter einer senkrecht stehenden Sonne durch das hohe Prärie-gras in östlicher Richtung weiter. Diese fürchterliche Schwüle wurde Nachmittags auf eine Weise unterbrochen, die unter anderen Umständen, d. h. wenn ich mich in einer Hütte befunden hätte, sehr angenehm wäre, so abervon bedenk-

lichen Folgen hätte sein können: eines jener heftigen Tropengewitter war heraufgezogen und entlud sich so plötzlich, dass wir mitten im Freien, noch stundenweit vom nächsten Dorfe entfernt, ohne allen Schutz den colossalen herabstürzenden Wassermassen ausgesetzt waren. Zum Glück dauerte der Regen kaum eine halbe Stunde an, aber während dieser kurzen Zeit waren all die zahllosen kleinen Bäche und Wasserrinnen, die theils dem Ogowe, theils dem Ofuë zuströmen, enorm angeschwollen, oft gingen wir lange Strecken bis zum Knie im Wasser, und unser ganzer, vorher so hübsch geordneter Zug bot durchaus keinen erfreulichen Anblick mehr dar.

Nachdem wir noch den durch das Gewitter völlig durchweichten, sumpfigen Wald passirt hatten, kamen wir spät Abends, völlig durchnässt, müde und hungrig, in das Dorf meines Freundes Mbia, wo mir aber noch bis tief in die Nacht hinein die ersehnte Ruhe, in Folge der Zudringlichkeit der Bevölkerung versagt blieb.

Hier musste ich mich nun einige Tage aufhalten, da die Fanweiber erst grosse Mengen Proviant für unsere Reise zu den Osaka herrichten mussten; Mbia wollte so wenig wie möglich Dörfer berühren, um nicht zu Feindseligkeiten gegen mich Veranlassung zu geben, und so mussten wir möglichst viel Maniok und Bananen mitnehmen; ist auch der Urwald hier voll von jagdbaren Thieren, so ist es doch äussert misslich, sich auf die Ergebnisse der Jagd in solchen Ländern allein zu verlassen. Ein des Terrains Unkundiger wird überhaupt nie Beute erlegen, und nur dem Fan, als echtem Buschmenschen, die sich vollkommen in den enorm ausgedehnten Urwäldern auskennen, ist es möglich, hier erfolgreich zu jagen.

Meinen mehrtägigen Aufenthalt in Mbia's Dorf benützte ich nun zu Erkundigungen über die Verbreitung der Fan und der zahlreichen Familien derselben.

Soweit ich dieses Volk kennen gelernt habe, gibt es zwei Hauptgruppen: die am Fluss Ofuë und am linken Ufer des Ogowe oberhalb des Okandelandes wohnenden, inclusive einiger Familien am rechten Ufer dieses Stromes, bezeichnen sich als Maké-Fan (von den einwohnenden Stämmen werden sie Oscheba genannt), während die Fan am Gabun, am Rembo, Como etc. Mbele-Fan heissen (von den Gabunesisch sprechenden Stämmen werden diese Mpangwe genannt). Diese zwei grossen Gruppen theilen sich nun wieder in zahlreiche Familien, von denen jede aus mehreren

Dörfern zu bestehen pflegt. Ich erfuhr von folgenden in der weiteren Umgebung wohnenden Familien:

M b e l e - F a n.

| | | |
|----------|-------------------------|-----------|
| Familie: | Biamedschigan | 8 Dörfer, |
| » | Sendúng | 7 » |
| » | Bikó | 8 » |
| » | Bigúm | viele » |
| » | Esépha | 9 » |

M a k é - F a n.

| | | |
|----------|---|---------------------|
| Familie: | Bnjam | 12 Dörfer, |
| » | Bintschímilli (sind Mbele-Fan, wohnen aber mitten zwischen Maké-Fan) | 5 » |
| » | Bimfó | viele » |
| » | Bimfiang | 2 » |
| » | *Bimbung | 5 » |
| » | *Binéll | 8 » |
| » | *Bitinsó | 1 sehr grosses Dorf |
| » | *Bimfú | 2 Dörfer |

Die mit einem Stern bezeichneten Familien wohnen am rechten Ufer des Ogowe, grenzen also an Maké-Fan, während die vorher genannten am linken Ufer wohnen und durch den Ofuëfluss von den Okande- und Asimbaleuten getrennt sind. Sie erstrecken sich in östlicher Richtung bis zum Lolo, einem linken Nebenfluss des Ogowe.

Am Ivindo, einem grossen rechten Nebenfluss des Ogowe, wohnen wieder Maké-Fan, und zwar konnten mir nur folgende Familien namhaft gemacht werden:

| | | |
|----------|-------------------|-----------|
| Familie: | Bissá | 4 Dörfer, |
| » | Binsála | 8 » |
| » | Bisánj | 8 » |
| » | Bissúla | 2 » |

Vom Ivindo an verlassen die Fan überhaupt das Ogowegebiet und erstrecken sich in nordöstlicher Richtung in unbekannte Fernen; nach allen Erkundigungen bei den verschiedensten Völkern und bei den zahlreichen Fan selbst, mit denen ich im Laufe meiner Reisen in Berührung gekommen bin, erfuhr ich weiter nichts, als dass in der angegebenen Richtung nur Fan wohnen, sodass

mir die aus vielen Gründen sehr plausible Annahme, dass diese Fan mit den von Schweinfurth besuchten Cannibalenstämmen in Verbindung stehen, durchaus wahrscheinlich ist. Stanley hat bei seiner letzten Congofahrt gleichfalls Cannibalen angetroffen und zwar da, wo dieser gewaltige Strom den grossen Bogen nach Nord, über den Aequator hinaus, macht; diese Stämme dürften die Verbindungsglieder der Fan mit Njam-Njam und Monbuttu sein. Es würde demnach im äquatorialen Theile Afrikas, zwischen Aequator und 5° nördl. Breite eine Zone von Cannibalenstämmen existiren, deren östlichstes Ende von Schweinfurth besucht wurde, während sie nach Westen als Fan bis an's Atlantische Meer bei Gabun und Cap Lopez reichen.

Am 4. Juni 1876, Pfingstsonntag, waren endlich alle Vorbereitungen getroffen, um aufbrechen zu können. Von meinen in Gabun engagirten Dienern waren noch fünf vorhanden, den sechsten hatte ich im Okandeland zur Bewachung meiner Sammlungen zurückgelassen; die Fanbegleitung bestand aus dreissig Männern und einigen Frauen; das Gepäck wurde in kleinen, sehr bequemen Tragkörben, die von den Okandeleuten sehr geschickt verfertigt werden, am Rücken getragen, und zwar in der Weise, dass das breite Tragband um die Stirne des Trägers gezogen wurde. Die Fan hatten Alle Steinschlossgewehre, Speere und dolchartige, breite Messer; ich und meine Gabun-Diener waren mit Hinterladern bewaffnet, die überall bei den kriegerischen und waffenliebenden Fan die grösste Bewunderung erregten.

Es war übrigens nicht Alles glatt gegangen bei den Vorbereitungen. Viele, die sich vorher bereit erklärt hatten, mitzugehen, desertirten; selbst der früher erwähnte Lemme zog sich, nachdem er sein Geschenk erhalten hatte, zurück, und es bedurfte schliesslich des ganzen Einflusses Mbia's, um Leute zusammenzubringen. Mbia selbst wäre übrigens nicht so bereitwillig mitgegangen, wenn er nicht unter den Osaka und einigen Fan-Familien Schulden einzucassiren und überhaupt Verschiedenes zu ordnen gehabt hätte. Die Familie der Bjam wohnte nämlich früher weiter ostwärts, in der Nähe des Loloflusses, und Mbia erzählte mir nur alle seine Wünsche: in einem Dorfe sei man ihm noch Ziegen schuldig, in einem anderen verschiedene Waffen, in einem dritten wohne ein Chef, der ihm seine Frau gestohlen habe, diesen wolle er jetzt bekriegen und ich möge ihm dabei behilflich sein. Ich

sagte auch im Allgemeinen meine Intervention zu, ohne mich auf's Specielle einzulassen, nur um ihn zu beruhigen. Mit seinem Hauptwunsch aber rückte er erst zuletzt heraus: wenn ich zurückkäme von meiner Reise, und dann flussabwärts in die Factoreien ginge, möge ich ihn und seine Unterthanen, resp. Familienglieder, einige Hundert Menschen, mitnehmen; er wolle auswandern und sich in den Wäldern in der Nähe der Factoreien ansiedeln, um direct mit den Europäern verkehren zu können! Auch hierüber machte ich ihm beruhigende Zusicherungen, und so kamen wir endlich fort.

Wir passirten am ersten Tage drei dicht neben einander liegende Fandörfer, deren Bewohner mit Mbia und seinem Anhang zur Zeit auf gutem Fusse standen, sodass wir ohne nennenswerthe Hindernisse hindurchkamen. Ich muss hier bemerken, wie schon anderwärts hervorgehoben wurde, dass die grösste Vorsicht nöthig ist, wenn man sich einem solchen mitten im Walde gelegenen Fandorfe nähert, und dies ohne ortskundige Führer nicht rathsam ist. Da die einzelnen Familien und Dörfer in fast ununterbrochener Fehde liegen, so sucht man den Zugang zu den Ortschaften möglichst zu erschweren, um vor einem plötzlichen Ueberfall gesichert zu sein. Am Ein- und Ausgange des Dorfes werden gewöhnlich grosse Bäume über den Weg gelegt, sowie allerhand Buschwerk und Schlinggewächse; stellenweise sah ich sogar eine hohe starke Wand errichtet, die nur eine kleine, schmale Thür zum Ausgang hatte; die zum Ort führenden Wege sind sehr schmal und an beiden Seiten befinden sich tiefe Fallgruben, deren schwache Bedeckung der Uneingeweihte unmöglich erkennen kann; ausserdem hat man den Wald um das Dorf herum mit zahlreichen, nur wenig aus dem Boden hervorragenden, oben zugespitzten Holzpflocken gespickt, die den nackten Füßen der Neger äusserst gefährliche Wunden beibringen.

Abends errichteten wir mitten im Wald bei dem kleinen Fluss Minjón die Nachtlager, die eben nur aus einigen dürftigen Schutzdächern bestanden; grosse Feuer wurden angezündet, um welche sich meine Begleiter lagerten und ihr Abendessen herrichteten. Bananen und Maniok, sowie getrocknetes Fleisch (von Wildschweinen, Stachelschweinen, grossen Waldratten, Affen aller Art etc.) war das gewöhnliche Essen meiner Leute, während ich mich mit einem ziemlichen Vorrath von Hühnern, sowie einigen Ziegen versehen hatte.

Es ging ziemlich lebhaft im Lager her, man schwatzte und plauderte allerhand, besonders aber über die Völker, zu denen ich zu reisen gedachte, und da erzählte man unter Anderem von den Oschebo seltsame Dinge: Die Oschebo seien gewaltige Zauberer, aber noch grössere Diebe. Wenn der Betreffende, der bestohlen werden soll, schläft, kommt der Dieb, »macht Medicin«, wodurch der Schlafende zum Sprechen veranlasst wird. Er erzählt, immer fortschlafend, dem diebischen Oschebo, wo er seinen Reichthum versteckt hat, so dass sich dieser nur an den Platz zu schleichen braucht, um die Sachen zu nehmen! Auch unter anderen Negerstämmen existiren Erzählungen von solchen Völkern, welche die Leute in Schlaf zu versetzen und zum Sprechen zu bringen vermögen.

Die ersten Tage führte der Weg in südöstlicher Richtung, später wieder nordöstlich, da der Plan war, gewisse an beiden Ufern des Ogowe, besonders zwischen den Mündungen der Flüsse Lolo und Ivindo wohnende feindliche Fanfamilien zu umgehen, und erst oberhalb des Lolo, beim Volk der Osaka wieder den Ogowe zu erreichen. Das Terrain war sehr bergig; die einzelnen Berge allerdings nicht sehr hoch, aber mit steilen Abhängen versehen; zahlreiche Flüsse mit hohen Ufern mussten überschritten werden, was auf glatten runden Baumstämmen eine äusserst missliche Passage ist; die Berge dicht bewaldet, nirgends ein offenes Stück Prärieland, der Boden feucht und sumpfig, die Atmosphäre derjenigen in einem Treibhaus nicht unähnlich; das aus den kleinen Flüssen genommene Trinkwasser war warm, schmutzig, voll organischer Substanz und erzeugte nach dem Genuss gefährliche Krankheiten, die in Dysenterien ausarten können. Je mehr wir uns von den freundlich gesinnten Stämmen entfernten, um so vorsichtiger mussten wir sein, ängstlich jedes Dorf auf weiten Umwegen vermeiden, und dabei schwebten wir doch in der Gefahr, in einen Hinterhalt zu fallen. Denn trotz aller Vorsichtsmassregeln hatte sich doch das Gerücht von meinem Unternehmen sehr schnell weit verbreitet, und, wie wir später erfuhren, als wir schon in relativer Sicherheit waren, befanden wir uns einmal unbewusst in der Nähe einer feindlichen Ansiedlung, deren Kundschafter uns gesehen hatten; nur innere Uneinigkeiten der Dorfbewohner hatte unsern Zug vor einem Ueberfall geschützt. Es war im Allgemeinen ein furchtbarer Marsch; ich war fast ohne

alle Orientirung und musste blindlings meinen Führern folgen, die sehr geschickt die feindlichen Ortschaften vermieden. Nur soviel ergab sich aus meinen Compassbeobachtungen, dass wir die ersten Tage stark südöstlich reisten, dann kurze Zeit rein östlich und die letzten Tage schwach nordöstlich, bis wir auf den Ogowe stiessen und demselben eine Zeit lang parallel gingen. Es ergibt sich daraus, dass dieser Strom von der Ofuëmündung an bis zum Lolo nicht rein aus Osten fliesst, sondern etwas südöstlich, eine Richtung, die er später in viel auffallenderem Grade beibehält.

Zu all' den Unannehmlichkeiten des Weges kam noch ein Unglück, das mir passirte, und das jenen Marsch vom Ofuë zum Osakaland zur fürchterlichsten Periode meines dreijährigen Aufenthaltes in Afrika gemacht hat. Am 13. Juni Abends erreichten wir die Mündung des Lolo, eines grossen, von Süd nach Nord strömenden Nebenflusses des Ogowe. Wir schlugen unser Bivouak am linken Ufer dicht bei der Confluenz auf; ich nahm mit Hilfe meines Kochapparates noch eine hypsometrische Beobachtung vor; durch einen jener unglücklichen Zufälle, wie sie oft im Leben eintreten, wobei man eigentlich Niemandem eine Schuld beimessen kann, fiel das Gefäss mit dem siedenden Wasser um und ergoss sich über mein rechtes Bein, so dass ich vom Knie bis zum Knöchel mit hochgradigen Brandwunden bedeckt war. Ich hatte effectiv nichts zur Heilung; ich gab etwas Palmöl darauf, ohne eine Linderung zu spüren. Nach einer schlaflosen Nacht war am Morgen die ganze verbrannte Partie mit grossen Blasen bedeckt! In diesem Zustande musste ich noch mehrere Tage durch den dichtesten Urwald marschiren; natürlich konnte ich nur auf einem Beine gehen; wo es ging, liess ich mich tragen, aber wir kamen sehr langsam vorwärts. Besonders schwierig war das Uebersetzen der angeschwollenen Flüsse auf dünnen glatten Baumstämmen, wobei ich mehr als einmal kopfüber ins Wasser stürzte; dies erzeugte dann wieder Fieber — kurz ich kam schliesslich in dem ersten, nicht feindlich gesinnten Dorfe in einem Zustande an, der sich nicht beschreiben lässt. Dadurch, dass wir so langsam vorwärts kamen, gingen unsere mitgenommenen Lebensmittel zu früh zu Ende, und ich musste schliesslich ein Paar Fanträger vorausschicken, dass uns die Osaka mit einem Canoe und Lebensmitteln entgegenkommen sollten, was zum Glück auch geschah.

Unser mitgenommener Proviant war noch durch ein anderes Ereigniss verkürzt worden, das für die Betheiligten leicht von recht schlimmen Folgen hätte sein können.

Ich habe früher erwähnt, dass Graf *B r a z z a*, der Chef der französischen Expedition im Okandelande, sich gleichfalls mit den Fan in Verbindung gesetzt hatte. Es war ihm gelungen, den König *M e m i a k a* für sich zu gewinnen und ihn zu veranlassen, Träger zu einer Recognoscirungsreise in das Aduma- und Oschebogegebiet zu stellen.

Graf *B r a z z a* war denn auch in Begleitung zweier französischer Marinesoldaten vom Senegal (sog. *Laptôts*) und eines *Mpangwediener*s von Gabun zu den Fan gereist, die ihm auch eine Anzahl Träger lieferten. Er hatte eine etwas andere Route eingeschlagen als ich, kreuzte in der Nähe der *Ivindomündung* den *Ogowe* und hat dann später, am rechten Ufer des letzteren weiter reisen^d, dasselbe erste *Osakadorf* erreicht, in dem ich auch angekommen war. Ehe er aber den *Ogowe* überschritt, liess er seine beiden *Laptôts* zur Bewachung eines Theiles des Gepäckes im Walde zurück; er hatte offenbar nicht genug Träger, besonders für das so schwere Salz, ohne das man in jenen Gegenden gar nicht reisen kann. Graf *B r a z z a* hatte den französischen Soldaten Lebensmittel zurückgelassen, genügend für die Zeit, innerhalb der er mit einem *Osaka-Canoe* wieder bei ihnen einzutreffen gerechnet hatte. Aber wie das so häufig in jenen Ländern geschieht, ist man bei der Ausführung eines Entschlusses von so vielen völlig unberechenbaren *Factoren* abhängig, dass man mit dem besten Willen nicht das Beabsichtigte zur rechten Zeit ausführen kann, und so ging es auch Graf *B r a z z a*. Die Reise zum *Osakadorf* dauerte länger, als er vermuthete, die Leute selbst waren nicht gleich zu bewegen, ihm Unterstützung angedeihen zu lassen, und so verzögerte sich seine Rückkunft von Tag zu Tag. Rein zufällig kam ich nun an jene Stelle, wo die beiden *Laptôts* zurückgelassen worden waren und fand dieselben in der schrecklichsten Lage; sie waren vor Hunger so schwach, dass sie kaum aufrecht stehen konnten, einer von ihnen litt noch dazu an einer grossen Wunde am Bein, kurz die beiden armen Kerle hätten kaum noch ein bis zwei Tage leben können. Sie wären verhungert, mitten in dem wildreichen Urwald und in der Nähe eines fischreichen Gewässers. Aber einmal ist es, wie schon bemerkt, für den Fremden kaum

möglich, erfolgreich in diesen Wäldern zu jagen, dazu gehört die Localkenntniss und die Ausdauer eines Buschnegers, und dann konnten sich die Leute überhaupt nicht vom Platze rühren! Durch meine Brandwunden am Fuss war unser Weg schon bedeutend verlängert und der mitgenommene Proviant in gleichem Maasse verringert worden, wir hatten noch, auf's Genaueste berechnet, für zwei Tage zu essen, und jeder meiner Leute trug seine Paar Bananen, auf die er angewiesen war, sorgfältig bei sich. Keiner war zu bewegen, auch nur eine Banane herzugeben für die fast verhungerten Soldaten; ich gab schliesslich von meinen vier letzten abgemagerten kleinen Hühnern die Hälfte den Franzosen, und entriss einigen Fanleuten mit Gewalt ein halb Dutzend Bananen, was den grössten Unwillen erregte; die Franzosen nahmen mit aufrichtigem Dank die kleine Gabe, die sie doch noch zwei Tage nothdürftig erhalten konnte, und dann verliess ich dieselben, in der Hoffnung, bald den Grafen B r a z z a zu treffen. Ich begegnete denselben auch schon am nächsten Tage; er war in der grössten Besorgniss und Aufregung über das Schicksal seiner Untergebenen und konnte mir nicht genug danken, als ich ihm das Geschehene mittheilte. Ich habe mit Vergnügen in den Berichten des Grafen B r a z z a an die Société de Géographie de Paris gelesen, dass er diesen kleinen Dienst, den ich ihm zu leisten im Stande war, besonders hervorgehoben hat; so unbedeutend es war, so war es doch unter den geschilderten Verhältnissen für mich nicht leicht, die durch den egoistischen Trieb der Selbsterhaltung gebotene Reserve mit den durch die Humanität vorgeschriebenen Regeln zu vereinigen. Graf B r a z z a hat dann schon am zweiten Tag seine Leute noch lebend, wenn auch etwas schwach, gefunden und aus ihrer peinlichen Lage erlöst.

Die Wälder, die wir passirt hatten, waren ausserordentlich reich an Gummilianen, aber Niemand kümmert sich darum, denn diese Gegenden liegen schon völlig ausserhalb aller Handelsbeziehungen mit der Küste; auch der grosse prachtvolle Kolanusbaum kommt auf den höheren Bergen, wo ein wirklicher Hochwald ohne das lästige Unterholz und die zahllosen Schlingpflanzen hin und wieder angetroffen wird, nicht selten vor, und die Früchte sind allenthalben bei den Negern beliebt. Wo bewohnte Ortschaften in der Nähe waren, stiessen wir nicht selten auf Fallgruben und Fallspeere, womit Antilopen und Waldschweine

gefangen werden; Spuren von Elephanten sahen wir gleichfalls öfters, während die Büffel mehr in den offeneren Gegenden vorkommen. Das Uebersetzen der zahlreichen Flüsse geschah, wie erwähnt, meistens auf grossen Baumstämmen, war der Fluss aber sehr breit, so errichteten die Fan sehr primitive Flösse, auf denen Einer nach dem Andern, ziemlich tief im Wasser stehend, hinübergeschafft wurde.

Ehe wir den Lolo erreichten, passirten wir am 11. Juni die Mündung des Ivindo, des Schwarzen Flusses; das Wasser desselben hat bei seiner Vereinigung mit dem Ogowe allerdings einen dunkelbraunen, fast schwarzen Schein. Der Fluss kommt aus Nordosten; in der Nähe der Confluenz wurde im Jahre 1873 Marquis Compiègne angegriffen und musste mit seiner Okandebegleitung hier umkehren.

Am 16. Juni erreichten wir endlich das erste Dorf, und zwar war es auf einer Anhöhe am rechten Ufer des Ogowe gelegen. Es ist ein grosser Ort, eigentlich ein Doppeldorf, denn die obere, höhere Hälfte wird von Fan bewohnt, deren Chef Agéne heisst, die untere Hälfte von Osaka unter König N d o l e.

In diesem grossen Orte sieht man die letzten Fan. Am linken Ufer reichen sie bis zur Mündung des Lolo, am rechten gehen sie etwas höher hinauf bis eben zu jenem Dorfe, in welchem ich mich befand, und welches Mengule hiess; dann aber verlassen die Fan das Ogowegebiet ganz und erstrecken sich in mehr nordöstlicher Richtung in unbekannte Fernen.

Hier konnte ich endlich einige Tage ruhen; mein Fuss befand sich in einem furchtbaren Zustande, und drei volle Wochen konnte ich keinen Schuh anziehen. Es wäre nicht so schlimm geworden, wenn mir das Unglück in einem Dorfe passirt wäre, aber so musste ich vorwärts gehen, um aus dem Wald herauszukommen, in welchem uns dasselbe Schicksal drohte, wie den beiden französischen Soldaten.

Mein braver Fanführer M b i a blieb hier in dem oberen Theil des Dorfes mit seinen Leuten zurück, um seine Geschäfte zu besorgen, während ich, sobald als es nur anging, weiter zog, um die übrigen Osakadörfer zu besuchen und mit diesen Leuten Rücksprache wegen der Weiterreise nach Oschebo und Aduma zu nehmen. Ich liess meinen Fanfreunden noch eine Quantität Salz als Geschenk zurück, worüber sie sehr befriedigt waren, und wir

trennten uns im besten Einvernehmen. Mbia wollte sogar warten, bis ich zurückkäme, und wenn es viele Monate dauern sollte! Während der ganzen so gefährlichen und beschwerlichen Reise, wobei ich doch vollständig in den Händen der Fan war, ist mir nicht die geringste Kleinigkeit gestohlen worden, obgleich es mir und meinen Dienern absolut unmöglich war, eine strenge Controle auszuüben. Das wäre mit keinem anderen Negerstamme möglich gewesen; die wilden Cannibalen aber haben sich in diesem Falle bedeutend anständiger gezeigt, als alle Bewohner im Stromgebiet des Ogowe zusammengenommen!

Die Osaka, deren wenig umfangreiches Gebiet sich einige Meilen östlich vom Lolofluss zwischen den Fan und der Oschebo-Adumabevölkerung befindet, ist eines jener zahlreichen kleinen Negervölker, wie sie sich im Stromgebiet des Ogowe so vielfach finden. Durch den Zerfall und die Zerstückelung grösserer Negerreiche, durch eine schon seit langer Zeit anhaltende Wanderung der afrikanischen Negervölker in der Richtung von Ost nach West haben sich allmählig eine Unzahl kleiner Staaten entwickelt, die oft nur ein Paar Hundert Bewohner zählen, aber durch eigene Sprache und besondere Gebräuche charakterisirt sind.

Die Osaka vertheilen sich auf fünf oder sechs Dörfer, von denen jedes 60—100 Hütten zählt; sie sind also gegenüber ihren numerisch so hervorragenden Nachbarn, wie Fan und Oschebo-Aduma, zu einer sehr passiven Rolle in der Geschichte jener Länder verurtheilt; trotzdem aber scheinen die Osaka nicht ganz ohne Bedeutung zu sein, denn ich fand bei ihnen zahlreiche Fremde vor, den verschiedensten Stämmen angehörig, oft aus recht weit entfernten Gegenden. Die Osaka sind nämlich anerkanntermassen die besten Schmiede, und alle umwohnenden Stämme, Oschebo-Aduma, Akelle, Awanschi und selbst Fan kaufen daselbst einen grossen Theil ihrer Jagd- und Kriegswaffen, obgleich gerade das letztgenannte Volk selbst recht vortrefflich das Schmiedehandwerk versteht. Von den Oschebo-Aduma kommen dann die Osaka-Eisenwaaren zu den Okande und den auf den Inseln innerhalb der Ogowe-Stromschnellen wohnenden Apinschi und Okota herab, die ihrerseits wenig von der Bearbeitung des Eisens verstehen, deren einzige Beschäftigung überhaupt nur Sklavenhandel ist. Von da kommen derartige Waffen durch die Ininga und Galloa bis zur Meeresküste und ich habe daselbst manches Messer erhalten, das tief aus dem

Innern stammt, ohne dass ich damals eine Ahnung von der Existenz der Osaka hatte.

Als Kaufpreis für die Waffen zahlen die Oschebo-Aduma gewöhnlich Palmöl und Erdnüsse, die Fan dagegen, welche die besten Jäger unter all diesen verschiedenen Stämmen sind, tauschen die Speere und schwertartigen Messer gegen getrocknetes und geräuchertes Fleisch ein, und zwar meistens von Antilopen, Wildschweinen, Stachelschweinen, Waldratten, Affen etc. So fand ich denn in den Osakadörfern überall ein reges Leben, und wie das beim Zusammenkommen von so verschiedenen Stämmen nicht anders sein kann, waren Streitigkeiten, die oft einen grossen Umfang annahmen, ungemein häufig.

Ueberall sah ich die Leute mit Schmiedearbeiten beschäftigt. Ursprünglich stellten die Osaka das Eisen selbst dar, und zwar aus den rothen thonigen Eisenstein-Concretionen, die überall in der alles bedeckenden Lehmdecke stecken (Laterit). Erstaunt war ich zu sehen, dass Leute, die nie mit Europäern zusammengekommen sind, den Vortheil kennen, den Holzkohle beim Schmelzprocess gewährt gegenüber dem gewöhnlichen Holz. Die Köhle stellt man dar aus einem sehr harten Holz, das in kleinen Meilern aufgerichtet wird, die von aussen mit Erde und Laub bedeckt werden, während das Holz inwendig langsam verkohlt. Schmelzöfen, wie sie Schweinfurth von den weiter in Osten wohnenden Stämmen abbildet und beschreibt, fand ich nirgends, wohl aber ist jener eigenthümliche Blasebalg auch bei den Osaka und Fan bekannt, den man sowohl bei den Negern Ostafrika's als auch bei Stämmen im Süden des Congo, in den portugiesischen Provinzen Angola und Benguela findet. Derselbe besteht aus einem kleinen ausgehöhlten hölzernen Doppeltrög, der sich nach einer Richtung hin in zwei Röhren verlängert, deren vorderes Ende gewöhnlich mit Eisen ausgekleidet ist. Die Oeffnungen des Doppeltröges werden mit einem Fell locker überzogen, an welchem kleine Holzgriffe befestigt sind; durch häufiges und rasches Auf- und Niederziehen der Decke wird ein Luftstrom erzeugt, der durch die verlängerten Röhren geht und direct in das Feuer geleitet wird. Bei vielen Stämmen ist bekanntlich das Schmiedehandwerk besonders verehrt, und nur der Oganga oder Priester darf es ausüben; bei Stämmen, die nichts davon verstehen, fand ich solche Blasebälge als Heiligthümer in den Fetischhäusern aufgehängt.

Bei den Osaka traf ich auch einen Ambos in Gebrauch. Derselbe besteht aus einem halbkugelförmigen eisernen Kopf, der an der obersten Stelle flach geschlagen ist und einem eisernen Stiel daran; das Ganze aus einem Stück. Der Stiel wird in die Erde gesteckt, das zu bearbeitende Stück Eisen mit der linken Hand auf die flache Stelle des Ambos gelegt und dann mit Hilfe eines starken eisernen Griffels, der an dem einen Ende eine Schneide, an dem andern eine Spitze hat, bearbeitet. Auf diese Weise werden Speerspitzen, Messer und Dolche in allen möglichen Grössen und Formen, Glocken etc. hergestellt. Die Messerklingen sind nicht selten mit recht geschmackvollen Verzierungen versehen, ebenso wie die aus Holz gefertigten Griffe, die man gern mit dünnem Messingdraht umwickelt.

Gegenwärtig wird übrigens nicht mehr alles Eisen von den Osaka selbst dargestellt, sondern es kommt durch den Sklavenhandel viel von der Küste her ins Innere.

Durch den beständigen Verkehr mit anderen, grösseren und mächtigeren Völkern haben die Osaka nichts Charakteristisches mehr beibehalten, sondern passen sich in Kleidung, Wohnung u. s. w. den umwohnenden Stämmen an. Sie tragen wie diese ein kleines Stück des hübschen gelben Mattenzeuges, das hier überall verfertigt wird; ihre Häuser ähneln denen der Oschebo-Aduma vollständig, sind also besser und geräumiger als die äusserst niedrigen und primitiven Fanhütten. Sie haben ihre Oganga, ihre Zauberer und Hexenmeister und treiben auch gern etwas Sklavenhandel. Die Aduma versicherten mich, dass die Osaka gar nicht so selten ihre eigenen Landsleute als Sklaven verkaufen.

Die Sprache der Osaka ist aber sowohl von derjenigen der Fan, als von der Aduma-Sprache verschieden; sie hat grosse Aehnlichkeit mit der Akelle-Sprache, und meine Diener unterhielten sich nur im Akelle-Idiom mit diesen Negern, und sie verstanden sich gegenseitig. Es ist übrigens gar nicht unmöglich, dass die Osaka nur ein versprengter Zweig des grossen und weitverbreiteten, wanderlustigen Akellevolkes sind, mit einem anderen Namen, ähnlich, wie ja die im Süden des Okandelandes wohnenden Mbangwe auch nur Akelle sind. Es ist dies jenes grosse Volk, welches von Süden her anziehend am linken Ufer des Ogowe dieselbe Rolle zu spielen sucht, wie am rechten die Fan, sodass die einheimische sesshafte Bevölkerung von diesen beiden kriegerischen Nationen vollständig eingeschlossen wird.

Die Osaka konnte ich zu einer Weiterreise nach Osten, zu den Oschebo und Aduma nicht verwenden, das merkte ich gleich im Anfang. Einmal hatten sie wirklich keine grösseren Canoes, da sie fast nie ihr Land verlassen, dann standen sie auch zur Zeit mit einigen Adumadörfern in Fehde, so dass sie fürchteten, bei der Rückkehr abgefangen zu werden, ausserdem aber wollten sie nicht gern ihre Heimatsdörfer in grösserer Anzahl und auf längere Zeit verlassen, um nicht der Vortheile verlustig zu gehen, die der Handel mit Eisenwaaren mit sich bringt. Indess war hier keine Gefahr, sitzen bleiben zu müssen. Das Land weiter aufwärts war frei von Fan, also keine Gefahr vorhanden; eine Anzahl Aduma und Oschebo war immer bei den Osaka zum Besuch des Handels wegen, und diese versicherten mich, dass ich schon lange sehnsüchtig in ihrem Lande erwartet werde, und dass sie kommen und mich holen würden. Während ich in dem Osakadort Sallakó, Chef Epinta, mich aufhielt, traf ich einen Adumamann, der sich bereit erklärte, sofort zurückzukehren und Canoes nebst Ruderern zu bringen. Aber auch das ging nicht ohne Hindernisse ab. Die Aduma wohnen etwas weiter flussaufwärts als die Oschebo, um also zu Ersteren zu gehen, musste ich durch das Gebiet der Letzteren Obgleich nun beide Stämme ganz nahe verwandt sind, ebenso wie z. B. Galloa und Ininga, oder wie Mpungwe (Gabunesen) und Orungu (Cap Lopez-Leute), so lebten dieselben doch nicht immer in bester Freundschaft. Während nun Epopo, so hiess der Adumamann, abwesend war, kamen plötzlich mehrere grosse Canoes voll Oscheboleuten an, die von meiner Ankunft im Osakaland gehört hatten, und wollten mich in ihre Dörfer bringen. Auf meine Mittheilung, dass die Aduma mich holen würden, wurden sie wild und erklärten, den Epopo abfangen und tödten zu wollen. Erst nach längeren Verhandlungen, und mit Drohungen, die meine Diener durch Probesschiessen mit ihren Hinterladern unterstützten, konnte ich die Oschebo von ihrem Vorhaben abbringen. Ich erklärte mich bereit — was ich übrigens ohnedies gethan hätte — in den Oschebodörfern einige Zeit mich aufzuhalten, nur lag mir daran, mein eigentliches Quartier möglichst weit nach Innen zu aufzuschlagen, um eine eventuelle Weiterreise leichter ausführen zu können.

In dem Osakagebiet ist der Ogowe frei von Stromschnellen; er fliesst durch ein flachhügeliges, stark bewaldetes Land, und zwar hat hier sein Lauf eine Richtung von SO. nach NO., aber keine

rein ostwestliche, wie weiter flussabwärts. In letzterem Falle durchbricht der Strom senkrecht eine lange von Nord nach Süd streichende Gebirgskette und bildet in Folge dessen zahlreiche und gefährliche Stromschnellen und Katarakte; bei dem mehr südnördlichen Lauf strömt der Ogowe durch ein breites Längenthal und hat in Folge dessen einen ruhigeren Lauf. Seine Breite ist bei weitem nicht mehr so imposant wie im Okandeland; es ist eine traurige und düstere Gegend, die ich durchfuhr, die auch gar nichts hatte von einer heiteren sonnigen Tropenlandschaft, wie man sich diese Länder wohl in der Regel vorstellt. Tagelang fuhren wir durch düstere unbewohnte Urwälder, die, senkrechten grünen Mauern gleich, die Ufer des Flusses einfassten, und ganz ausserordentlich selten trafen wir eine kleine Lichtung, welche andeutete, dass ein Stück waldeinwärts irgend ein kleines isolirtes Negerdorf sich befindet.

Am 24. Juni erreichte ich das erste Adumadorf; kurz vorher hatte der Strom wieder eine Biegung gemacht, so dass wir näher an die Berge kamen, und in Folge dessen waren Katarakte zu überwinden und zahlreiche Schnellen, die durch grosse stehengebliebene Felsen verursacht wurden. Die Hütten dieses Adumadorfes waren sehr hübsch und geräumig und ähnelten ganz denen der Okande; das Dorf, welches auf einer Anhöhe mitten im Walde lag, machte überhaupt keinen übeln Eindruck. Mir wurde ein Haus angewiesen, und bald stellte sich der Häuptling vor, Namens *M u a t a*, ein sehr würdevoll und gespreizt einbergehender Neger, der mit gewaltigem Pathos eine Anrede hielt, womit er die Bedeutung des Tages, an welchem zum ersten Mal ein weisser Mann zu den Aduma gekommen ist, seinen aufmerksam lauschenden Untergebenen auseinander setzte. Wie ich bald erfuhr, war *M u a t a* einer der einflussreicheren Aduma-Chefs, und so unterliess ich es, das etwas unbedeutende Gastgeschenk, ein ganz kleines Zieglein, zurückzuweisen; ich musste suchen, mich mit ihm gut zu stellen. Ich konnte aber doch nicht umhin, ihn am nächsten Tag aufmerksam zu machen, dass ein solches Gastgeschenk durchaus nicht im richtigen Verhältniss zu dem Ereigniss stehe, welches er gestern selbst gehörig gewürdigt habe. Er schickte denn auch bald ein grosses Schaf, mehrere Hühner, Ananas, Erdnüsse, Palmöl, sowie zahlreiche Bananen für meine Diener. Mein Gegengeschenk bestand in etwas Baumwollenzug, grossen blauen Glasperlen und einem Körbchen voll Salz. Er

nahm es an mit der gewöhnlichen Würde, ohne ein Wort zu sagen; er war offenbar freudig überrascht, aber diese Neger verstehen das *nil admirari* ganz ausgezeichnet; mit der gleichgiltigsten Miene nehmen sie Geschenke an, von denen sie entzückt sind, und sprechen nebenbei von ganz anderen Dingen.

Muata sorgte nun reichlich für mich; er schickte täglich frischen Palmwein, Ananas, eine kleine dort wildwachsende Melone, sowie Honig, von dem er wusste, dass ich ihn gern hatte; an Hühnern und Ziegen war Ueberfluss, und so waren wir hier sehr gut aufgehoben. Meine Diener waren auch ungemein zufrieden und wussten unsere jetzige Lage gegenüber dem furchtbaren Marsch durch das dicht bewaldete Fangebiet wohl zu schätzen.

Die Sprache der Aduma und Oschebo ist verschieden von derjenigen der Okandebevölkerung und ebensowenig Verwandtschaft zeigt dieselbe mit der Osaka- oder Akelle-Sprache. Es war übrigens hier sehr schwer, Vocabularien zu sammeln; die Leute waren scheu und fürchteten sich vor meinem Notizbuche. Besonders fiel mir dies bei den Osaka auf. Als ich einige Leute ausfragte und mir dann die Worte notirte, liefen sie schreiend davon und behaupteten, ich mache Fetisch und wolle sie tödten. Das ganze Dorf lief zusammen und der Chef interpellirte mich ernstlich wegen meines Beginns. Erst nach vielern Zureden meiner Diener und besonders der Fan konnten die aufgeregten Osaka beruhigt werden; vor meinem Buche aber behielten sie immer einen gewaltigen Respect.

Ueberhaupt hat mein Treiben unter diesen Völkern vielfach Anstoss und Misstrauen erregt, besonders wenn ich mit meinem Kochapparat hypsometrische Beobachtungen anstellte. Ich erinnere mich, einmal aus einem Asimbadorfe die ganze Bevölkerung vertrieben zu haben, dadurch, dass ich in einer Hütte den kleinen Kessel mit dem Thermometer aufstellte und das Wasser zum Kochen brachte. Besonders die Weiber waren ganz ausser sich und liefen heulend und schreiend davon, um sich und ihre kleinen Kinder in Sicherheit zu bringen; denn alle waren überzeugt, ich würde das ganze Dorf ins Verderben bringen. Ebenso scheu waren die Leute, wenn ich Körpermessungen anstellte, und das galt besonders von den kleinen Abongo, die mir so viel wie möglich aus dem Wege gingen. Es ist dies übrigens vollkommen begreiflich; der weisse Mann gilt den Stämmen des Innern immer noch

als ein höheres Wesen, das sie fürchten ; und es ist auch gut so, denn sonst könnte ein einzelner Reisender mit diesen Leuten gar nicht auskommen.

Ich besuchte nun eine ganze Reihe Aduma- und Oschebo-dörfer, die, oft mehrere bei einander, oft auch durch Tagereisen getrennt, zahlreich an den erhöhten Ufern des Ogowe zerstreut lagen. Die Fahrt auf dem Fluss wurde wieder sehr mühsam und gefährlich, zahlreiche Stromschnellen und reissende Katarakte hemmten die grossen Canoes, und ich brauchte immer eine grosse Anzahl Leute, um vorwärts zu kommen. Uebrigens halfen mir die Aduma gern und gegen billige Bezahlung ; jeder Dorf-Chef wünschte meinen Besuch und schickte mir in der Regel Leute zum Rudern, oder wo es anging, Träger für einen Landmarsch. Letztere vermied ich soviel wie möglich, da mir hiebei zu viel gestohlen wurde, während ich in den Canoes die Sachen beisammen hatte ; nur wenn ich in einem Dorfe mich für ein paar Tage niedergelassen hatte, unternahm ich weitere Landreisen, indem ich die Hälfte meiner Diener zur Bewachung des Gepäcks zurückliess.

Die Kleidung der Aduma und der nahe mit ihnen verwandten Oschebo ähnelt bei den Männern der Okandetracht, d. h. sie besteht aus einem Schurz aus dem gelben, feinen Mattenzeug, das hier überall verfertigt wird. Die Frauen dagegen kleiden sich nach der Sitte der Akelle und Fan mit zwei schmalen Streifen desselben Zeuges, wobei Hüften und Schenkel völlig unbedeckt bleiben. Messingschmuck ist sehr beliebt und wird in Form von Spangen um Arme und Beine getragen ; grosse blaue Perlen werden zu langen Schnüren vereinigt und gürtelartig um den Leib getragen ; am auffälligsten ist aber die überaus hässliche Sitte der Frauen, drei bis vier Zoll lange, ziemlich dicke Holzpföcke durch die Ohr-läppchen zu stecken. Es entsteht dadurch natürlich ein tiefer Einschnitt und die Ohr-läppchen hängen tief herab, was durchaus nicht einen vortheilhaften Eindruck auf den verwöhnten Europäer wenigstens hervorbringt. Tättowirungen, oder richtiger vernarbte Einschnitte, die zu allerhand Figuren gruppiert sind, sieht man, besonders bei Frauen, sehr häufig, gewöhnlich auf der Brust, aber auch am Arm, Rücken und den Schenkeln.

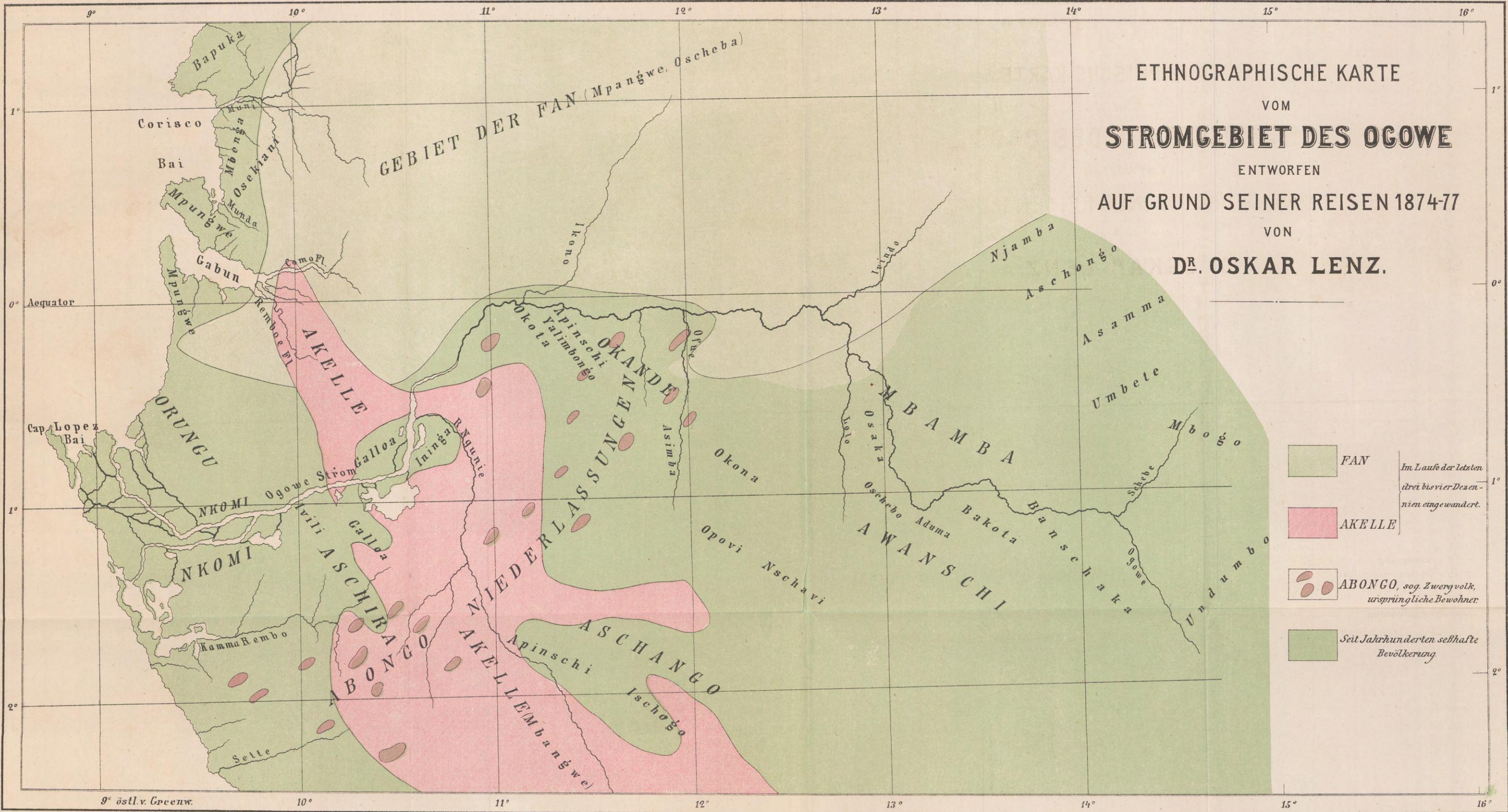
Die kleinen rothen, blauen oder gelben Perlen, wie sie die Okandebevölkerung sehr liebt und Halsketten daraus herstellt, sind bei den Aduma und Oschebo nicht gern gesehen, sie lieben

nur, wie schon bemerkt, grosse blaue Perlen; dasselbe gilt von den Fan und theilweise auch den Akelle. Ueberhaupt herrscht unter diesen Leuten die Mode ebenso tyrannisch wie bei uns, und es ist Aufgabe des Reisenden, herauszufinden, was bei den einzelnen Stämmen besonders beliebt ist; er kann sich dadurch viel Mühe und Lasten ersparen. Ein Artikel aber, der bei allen Stämmen im Stromgebiet des Ogowo gleich beliebt und gesucht ist, ist das Salz. Mit diesen, leider so schwer transportirbaren Tauschartikel kann man Alles erreichen; das Bedürfniss danach ist sehr bedeutend, da es nirgends in diesen Ländern Steinsalz gibt. Die tiefer im Innern lebenden Stämme, wie eben Oschebo, Aduma u. A. m., die nie mit den Europäern direct in Berührung kommen und nur sehr selten in den Besitz von etwas Salz gelangen, helfen sich damit, dass sie eine an sumpfigen Stellen wachsende Pflanze mit grossen gelben Blüten verbrennen, die Asche auslaugen und dieses widerliche Product von bitterem und salmiakartigem Geschmack zur Würzung ihrer fetten Speisen verwenden. Der Werth des Salzes steigt von der Küste an nach Osten in gewaltigen Proportionen, und wenn ich im Okandeland irgend einen Gegenstand mit einem kleinen Körbchen voll Salz zahlte, so erhielt ich dasselbe im Adumagebiet bereits für eine Handvoll dieses so stark begehrten Artikels.

Unter den Schmuckgegenständen der Männer muss ich die Leopardenzähne erwähnen. Die grossen Eckzähne dieses dort sehr häufigen Raubthieres werden an der Wurzel durchbohrt, auf Schnüre gezogen und dann um den Hals gehängt. Mir schenkte ein Adumachef ein solches Halsband, das aus 25 grossen Leopardenzähnen bestand; zur grossen Befriedigung der Leute trug ich diesen Schmuck selbst, so lange ich mich dort aufhielt. Leopardenzähne sind, wie ich anderwärts bemerkt habe, besonders von den in Factoreien arbeitenden Kru-Negern sehr beliebt und gelten als ein wirksames Amulet. Meine Diener erwarben nun hier sehr billig eine Menge solcher Zähne, die sie später in Gabun zu hohen Preisen an die Kru-Neger verkauft haben; besonders aber war mein Steward William, der selbst ein Croo-boy war, erfreut, hier zahlreiche Exemplare von Zähnen zu erhalten, die in seinem Vaterlande so sehr gesucht waren und die er als eine würdige Trophäe seiner ausgedehnten Reisen mit nach Hause nehmen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

ETHNOGRAPHISCHE KARTE
 VOM
STROMGEBIET DES OGOWE
 ENTWORFEN
 AUF GRUND SEINER REISEN 1874-77
 VON
DR. OSKAR LENZ.



- FAN
 - AKELLE
 - ABONGO, sog. Zwergvolk, ursprüngliche Bewohner.
 - Seit Jahrhunderten sesshafte Bevölkerung.
- Im Laufe der letzten drei bis vier Decennien eingewandert.*